

Rackow, Katja; Schupp, Jürgen; Scheve, Christian von

Article — Published Version

Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit

Zeitschrift für Soziologie

Suggested Citation: Rackow, Katja; Schupp, Jürgen; Scheve, Christian von (2012) : Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit, Zeitschrift für Soziologie, ISSN 0340-1804, Lucius & Lucius Verlag, Stuttgart, Vol. 41, Iss. 5, pp. 392-409, <http://www.zfs-online.org/index.php/zfs/article/view/3110>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/88906>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit

Anxiety and Anger. On the Emotional Dimensions of Social Inequality

Katja Rackow*

Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie, Exzellenzcluster „Languages of Emotion“, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, Germany
rackow@hs-nb.de

Jürgen Schupp

DIW Berlin, Socio Economic Panel Study (SOEP), Mohrenstraße 58, 10117 Berlin, Germany
jschupp@diw.de

Christian von Scheve

Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie, Exzellenzcluster „Languages of Emotion“, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, Germany
christian.von.scheve@fu-berlin.de

Zusammenfassung: Soziologische Theorien postulieren seit langem Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und dem Empfinden von Emotionen. Der Vielfalt theoretischer Arbeiten steht jedoch ein Mangel an empirischen Studien gegenüber, insbesondere mit Blick auf die präzise Erfassung von Emotionen. Aus diesem Grund prüfen wir empirisch die Zusammenhänge zwischen Indikatoren sozialer Ungleichheit und der Häufigkeit des Erlebens von zwei grundlegenden und soziologisch besonders relevanten Emotionen, nämlich Angst und Ärger. Auf Grundlage von bevölkerungsrepräsentativen Daten des Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) zeigen wir mittels multivariater Analyseverfahren, dass klassische Indikatoren sozialer Ungleichheit – beispielsweise beruflicher Status, Einkommen und Qualifikationsniveau – eigenständige Beiträge zur Erklärung der Häufigkeit des Empfindens von Angst und Ärger leisten.

Schlagwörter: Emotionen; Angst; Ärger; Sozialstruktur; Soziale Ungleichheit; Sozioökonomischer Status; SOEP.

Summary: A number of sociological theories argue that the experience of emotion is associated with social inequality. Despite elaborate theoretical work, empirical studies are still rare and incoherent in their attempts at measuring emotion. As a consequence, we have, therefore, empirically investigated the relationship between social inequality and the experience of two of the sociologically most relevant emotions, namely anger and anxiety. Using representative data from the German Socio-Economic Panel Study (GSOEP), our multivariate analyses demonstrate that indicators of social inequality such as income, education, and occupational status, do, indeed, make a significant and independent contribution to explaining the experience of anger and anxiety.

Keywords: Emotions; Anger; Anxiety; Social Inequality; Socio-economic Status; GSOEP.

1. Einleitung

Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg, der Ärger des Prekariats über weitere Kürzungen von Sozialtransfers, die Scham, die angesichts eines Mangels an sozialem Status empfunden wird,

oder die Freude der Besserverdienenden über weitere Steuersenkungen – solche Beispiele belegen eindrucksvoll, welche Zusammenhänge landläufig zwischen Emotionen und der sozialstrukturellen Lage von Menschen vermutet werden. Die Forschung zeigt seit einigen Jahrzehnten, dass solche Mutmaßungen auch gut begründet aus sozialwissenschaftlichen Theorien und Daten abgeleitet werden können.

So verweist die soziologische Literatur auf eine Reihe sozialer Mechanismen, anhand derer sich theoretische Verbindungen zwischen der sozioökonomi-

* Wir danken Verena Kröss für wertvolle Unterstützung bei der Durchführung statistischer Analysen und Maximilian Dehne, Jens Ambrasat, Georg Hosoya sowie den Gutachtern und Herausgebern der ZfS für hilfreiche Anregungen und konstruktive Kritik.

schen Lage eines Akteurs und der Spezifik des emotionalen Empfindens aufzeigen lassen (Clay-Warner & Robinson 2008). Diese Literatur, die wir im folgenden Abschnitt näher diskutieren, knüpft an jüngere Entwicklungen der Ungleichheitsforschung an, die statt der Fokussierung auf die Allokation von und die Ausstattung mit Ressourcen vor allem die Qualität des subjektiven Erlebens in Abhängigkeit von der sozialstrukturellen Position in Rechnung stellt. Dieses Interesse an den individuellen und im weitesten Sinne „mental“ oder auch „physischen“ Dimensionen sozialer Ungleichheit (zum Beispiel der Lebenszufriedenheit, Anomie, der psychischen und physischen Gesundheit) findet sich schon bei Klassikern wie Scheler (2004 [1912]) oder Mills (1959) und insbesondere hinsichtlich symbolisch-normativer Ordnungen bei Durkheim (1973 [1897]) und Merton (1957). Dieses Interesse beruht einerseits auf der Überzeugung, dass das subjektive Befinden eine wertvolle Ressource darstellt und zudem einen maßgeblichen Einfluss auf das soziale Handeln ausübt, worauf schon Weber (1976 [1922]) mit seinem Idealtypus des „affektuellen Handelns“ hingewiesen hat. Andererseits beruht es auf der Annahme, dass eine *spezifische* Verteilung von Empfindungen und Gefühlen innerhalb der Gesellschaft (etwa entlang der Determinanten sozialer Ungleichheit) auch Prozesse auf der Makroebene maßgeblich beeinflussen kann (vgl. Turner 2010).

Die Soziologie der Emotionen hat seit einigen Jahren Theorien entwickelt, die die Verbindungen zwischen den sozialstrukturellen Ursachen des emotionalen Erlebens und den potenziellen gesellschaftlichen Konsequenzen sozial strukturierter Emotionen spezifizieren. So argumentieren zum Beispiel Kemper (1978) und Collins (1990) sowie Houser & Lovaglia (2002), dass Emotionen unter anderem durch die vergleichsweise stabile Verteilung von Status- und Machtressourcen und die kulturellen Bedeutungen, die damit einhergehen, entstehen. Die Ausstattung einzelner Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Ressourcen kann demzufolge kennzeichnend für ein System sozialer Ungleichheit sein, in dem Emotionen erstens als Gradmesser von Ungleichheit fungieren und zweitens an Mechanismen der Reproduktion von Ungleichheit beteiligt sind. Diese Sicht spiegelt sich auch in empirischen Studien zu den Zusammenhängen zwischen sozioökonomischem Status und physischer bzw. psychischer Gesundheit (Adler et al. 1994; Marmot 2004; Matthews & Gallo 2011). Auch Arbeiten zum Verhältnis von sozialer Lage und allgemeiner Lebenszufriedenheit bzw. dem Wohlbefinden basieren auf

solchen Annahmen (Krueger & Mueller 2011; Kahneman & Deaton 2011; Böhnke & Kohler 2009).

Hinsichtlich der Konsequenzen solcher „sozial strukturierter“ Gefühle vertritt etwa Randall Collins (1990: 27f.) die Ansicht, dass Emotionen ein wichtiger Bestandteil sozialer Prozesse und gesellschaftlicher Stratifikation seien, aus denen sich, so Barbalet (2002) auch Rückschlüsse auf Handlungstendenzen von Bevölkerungsgruppen ableiten ließen. Die Frage nach den Konsequenzen von Emotionen für das soziale Handeln ist deshalb von herausragendem soziologischem Interesse, da bestimmte, emotionsinduzierte Handlungsmuster dazu beitragen können, vorhandene Ungleichheiten zu reproduzieren oder zu verstärken. Sighard Neckel (1991) hat diesen emotionalen Mechanismus für die Scham und die Reproduktion symbolischer Ungleichheit aufgezeigt.

In diesem Sinne können Emotionen sowohl auf mikro- als auch auf makrosoziologischer Perspektive wesentlich zum Verständnis von Gesellschaft beitragen. Bislang konzentrieren sich empirische Studien zu den Zusammenhängen von sozialer Lage und emotionalem Erleben jedoch entweder auf vergleichsweise diffuse affektive Phänomene (zum Beispiel auf Glück oder Zufriedenheit), die wenig aussagekräftig für potenzielle Handlungskonsequenzen sind, oder aber auf pathologische Ausprägungen von Emotionen (Headey et al. 1993; Matthews & Gallo 2011).

Ziel dieses Beitrags ist es, die bestehende Forschung zu ergänzen und dazu beizutragen, Aussagen über die sozialstrukturelle Verteilung des emotionalen Erlebens zu generieren. Wir konzentrieren uns dabei auf zwei Emotionen, die erstens zum basalen Emotionsrepertoire des Menschen zählen (Izard 2009), zweitens mit nahezu konträren Handlungstendenzen und einem stark divergierenden subjektiven Empfinden einhergehen (Lerner & Tiedens 2006) sowie drittens in hohem Maße mit der sozialen Lage eines Akteurs korrelieren sollten (Collett & Lizardo 2010; Schieman 2003): Angst und Ärger. Beide Emotionen sind zudem von hoher soziologischer und gesellschaftspolitischer Relevanz, wie sich etwa an ihrer Rolle in soziologischen Modernisierungstheorien (Angst und Unsicherheit; vgl. Beck et al. 1994), in der Konfliktsoziologie (Ärger und Aggression; vgl. Collins 2008), der Devianzforschung (vor allem Ärger, vgl. Agnew 1992) und der Forschung zu sozialen Bewegungen (u. a. Ärger, vgl. Pettenkofer 2006; Terpe 2009). Dabei verstehen wir unter Emotionen im Sinne einer Arbeitsdefinition episodische Reaktionen, die sich in Qualität

und Intensität unterscheiden, objektgerichtet sind und mit einem charakteristischen phänomenalen Empfinden, bestimmten physiologischen Veränderungen und spezifischen Handlungstendenzen einhergehen (vgl. Meyer et al. 1993). Angst betrachten wir als eine Reaktion auf oder Antizipation von unerwünschten Ereignissen oder Gefahren, die zu meist als alternativlos wahrgenommen wird und von Hilflosigkeit, Unsicherheit und geringen Kontrollchancen begleitet wird. Ärger wird ebenfalls als Reaktion auf unerwünschte Ereignisse verstanden, verweist jedoch stärker auf die Blockierung eigener Wünsche und Ziele (etwa im Falle von Ungerechtigkeit) und geht in der Regel mit Feindseligkeit und einem Handlungsimpuls zur Beseitigung des Ärgerobjekts einher.

Um die vermutete sozialstrukturelle Verteilung des Empfindens dieser beiden Emotionen zu untersuchen, haben wir uns für eine Sekundäranalyse von Daten des Sozio-ökonomischen Panel (SOEP) entschieden, einer für die Bundesrepublik Deutschland bevölkerungsrepräsentativen Befragung privater Haushalte. Seit 2007 wird im SOEP auch die Häufigkeit des Erlebens bestimmter Emotionen erfasst. Mit Hilfe dieser Daten ist es möglich, verallgemeinerbare Aussagen über das Emotionserleben in Relation zu einer großen Bandbreite soziodemographischer Merkmale zu treffen. Dabei ist von besonderem Interesse, wie sich unterschiedliche Ungleichheitsindikatoren mit Blick auf das Erleben von Angst und Ärger zueinander verhalten und ob das Erleben negativer Emotionen analog zu oder entgegen gängiger Stratifikationsmuster verläuft. Dazu werden wir zunächst einschlägige Theorien und empirische Befunde vorwiegend aus drei Bereichen skizzieren: der Emotionssoziologie, der Sozialepidemiologie und der Forschung zum subjektiven Wohlbefinden (2). Darauf aufbauend formulieren wir eine Reihe von Hypothesen zum Zusammenhang von sozialstruktureller Lage und dem Erleben von Angst und Ärger und stellen die gewählten Operationalisierungen sowie unser Messinstrument und unsere Datenbasis dar. Sodann prüfen wir anhand multivariater Verfahren unsere Hypothesen (3.) diskutieren die Ergebnisse (4.) und ziehen Schlussfolgerungen (5.). Den Abschluss bildet ein kurzer Ausblick auf künftige Arbeiten (6.).

2. Emotionen und soziale Ungleichheit

Die Soziologie der Emotionen postuliert sowohl Korrelationen als auch weitreichende Wirkungszusammenhänge zwischen Sozialstruktur, Kultur und

Emotionen, wobei Emotionen sowohl als von der sozialen Umwelt abhängige Variable betrachtet werden als auch deren Funktion für das Soziale hervorgehoben wird. Soziokulturelle Ansätze sehen die Verbindung zwischen Gesellschaft und Emotion vorwiegend im Bereich der sozialen Differenzierung von Normen und Praktiken, die das Erleben von und den Umgang mit Emotionen bestimmen. Strukturelle Ansätze hingegen gehen davon aus, dass die Entstehung von Emotionen maßgeblich von der Position im makrosozial-stratifikatorischen Raum beeinflusst wird. Somit werden zentrale Determinanten und Dimensionen sozialer Ungleichheit wie etwa der sozioökonomische Status, das Geschlecht oder die Ethnizität, zu gesellschaftlichen Determinanten des Emotionserlebens (Barbalet 1998; Collins 1990; Kemper 1978; Turner 2010; von Scheve 2009).

Wie genau jedoch welche Dimensionen sozialer Ungleichheit mit welchen Emotionen zusammenhängen, wird in der Literatur uneinheitlich beantwortet. Um den Forschungsstand zu überblicken und falsifizierbare Hypothesen zu generieren, nehmen wir daher zunächst eine Systematisierung des Forschungsstands vor und klassifizieren vorhandene Positionen anhand „strukturkompatibler“ und „strukturinkompatibler“ Sichtweisen (vgl. Collett & Lizardo 2010). Erstere argumentieren, dass höhere sozialstrukturelle Positionen mit einem geringeren Empfinden negativer Emotionen insgesamt einhergehen, letztere vertreten die Auffassung, dass auch hohe Positionen durch häufiges Empfinden negativer Emotionen, insbesondere Ärger, gekennzeichnet sind. Mit einer Systematisierung des Forschungsstands und der empirischen Analyse möchten wir dazu beitragen, vorhandene Ansätze zu prüfen und ggf. zu spezifizieren sowie einen replikationsfähigen Beitrag zur konzeptionellen Weiterentwicklung vorzulegen, um vorhandene Ungleichheitstheorien auf empirischer Basis zu erweitern.

„Strukturkompatibilität“: Wahrnehmung struktureller Ungleichheit

Eine bekannte Theorie, die für ein „strukturkompatibles“ emotionales Empfinden argumentiert, vertritt Theodore Kemper (1978, 2006, 2011), der Emotionen vor allem hinsichtlich der Ungleichheitsdimensionen „Status“ und „Macht“ untersucht. Kemper fokussiert dabei zunächst soziale Interaktionssituationen, die sich prinzipiell anhand der Dimensionen „Status“ und „Macht“ beschreiben lassen. Macht definiert Kemper analog zu Max Weber als die Möglichkeit, seinen Willen auch ge-

gen den Widerstand anderer durchzusetzen, Status hingegen bezeichnet die Gewähr von Anerkennung, Ansehen oder Ressourcen (Kemper 1978: 30ff.). Kemper abstrahiert von der konkreten Interaktionssituation, indem er auch auf den Strukturcharakter von Macht und Status hinweist, der faktische Handlungen transzendiert und auf geronnene Sinnzusammenhänge zwischen Akteuren verweist. Dementsprechend führt Kemper eine Klasse „struktureller Emotionen“ ein, die anders als „antizipatorische“ und „resultierende“ Emotionen durch relativ stabile und ritualisierte soziale Interaktionen, Beziehungsgeflechte und Deutungsmuster entstehen. Auf diese Weise lassen sich die zentralen Aussagen zur Emotionsentstehung auch auf die gesamtgesellschaftliche Verteilung von Status- und Machtressourcen übertragen. So bezieht Kemper selbst die Anwendbarkeit seiner Theorie auf das gesamte soziodemografische Spektrum und postuliert stabile emotionale Konsequenzen von Macht- und Statusallokationen selbst unter Berücksichtigung etwa des Geschlechts oder der Ethnizität (Kemper 2006: 109). Obgleich Kemper den unterschiedlichen Status- und Machtkonstellationen sowie ihren Veränderungen und Deutungen durch Akteure eine Vielzahl resultierender Emotionen zuschreibt, kann seine Theorie vereinfacht dahingehend interpretiert werden, dass hohe Status- und Macht-Konzentrationen tendenziell mit positiven Emotionen einhergehen, geringe Mengen bzw. Verluste mit negativen Gefühlen wie Angst und Furcht (Kemper 2006; vgl. Collett & Lizardo 2010).

Diese Perspektive eines prinzipiellen Einhergehens von hohem Status mit positiven Emotionen und niedrigem Status mit negativen Emotionen wird auch von Theorien vertreten, die Status vor allem als Akkumulation von Prestige, Ansehen und Ehrenhaftigkeit verstehen (Lovaglia & Houser 1996). Demnach führen das mit hohen Statuspositionen einhergehende Ansehen aber auch die daraus erwachsenden Opportunitäten zu positiven, die soziale Kohärenz fördernden Emotionen, wohingegen die Geringschätzung und damit einhergehende Restriktionen niedriger Statuspositionen ausschlaggebend für das Erleben negativer, desintegrativer Emotionen wie Angst und Ärger sind (Houser & Lovaglia 2002). Vergleichbar argumentieren Gerechtigkeitstheorien, die Status allerdings nicht als Gewähr von Prestige und Achtung auffassen, sondern im Sinne klassischer Ungleichheitstheorien als Verfügbarkeit über ökonomische Ressourcen. Diese Theorien lokalisieren in unteren Statusgruppen ein hohes Maß an negativen Emotionen wie Wut und Ärger in Reaktion auf als ungerecht empfundene

Verhältnisse und die ungleiche Verteilung wertvoller Ressourcen (Hegtvædt & Markovsky 1995). Ebenso postuliert Barbalet (1998) systematische Zusammenhänge zwischen der sozialstrukturellen Position eines Akteurs und negativen Emotionen, insbesondere dem Ressentiment. Barbalet geht davon aus, dass die kontinuierliche Einschätzung der objektiven und symbolischen Lebensumstände als unangemessen, ungerecht oder unterprivilegiert tendenziell zu negativen Emotionen führt, wobei die Handlungsrestriktionen, die aus mangelnden Ressourcen resultieren, diese negativen Emotionen weiter spezifizieren, in diesem Fall zu Ressentiment oder Ärger.

Diese emotionssoziologische Kompatibilitätsperspektive wird weitgehend untermauert von sozial-epidemiologischen Studien sowie von Untersuchungen zum subjektiven Wohlbefinden. Erstere dokumentieren robuste Zusammenhänge zwischen dem sozioökonomischen Status und der psychischen wie physischen Gesundheit (Matthews & Gallo 2011; Marmot 2004). Bislang ist jedoch vergleichsweise wenig über die vermittelnden Mechanismen dieses Zusammenhangs bekannt. Mehrere Studien vermuten im Rückgriff auf Stresstheorien, dass negative Emotionen dabei von besonderer Bedeutung sind, die aus der verstärkten Exposition gegenüber unvorteilhaften oder gar bedrohlichen Situationen in unteren Statusgruppen entstehen (Matthews & Gallo 2011: 509; Adler et al. 1994). Ein Überblick zum aktuellen Forschungsstand resümiert, dass dafür weniger Emotionen wie Wut und Ärger, sondern vielmehr das Erleben von Angst und Unsicherheit in Frage kommen (Matthews & Gallo 2011).

Ergänzend zu diesen Arbeiten zeichnen auch Studien zur Lebenszufriedenheit und zum subjektiven Wohlbefinden ein zwar ambivalentes, aber dennoch prinzipiell strukturkompatibles Bild emotionalen Empfindens. So liegen Erkenntnisse vor allem zu den Zusammenhängen zwischen Einkommen und Lebenszufriedenheit vor, wonach mit steigendem Einkommen und Vermögen tendenziell auch die Lebenszufriedenheit steigt (vgl. Diener et al. 2010; Headey et al. 2008). Trotz uneinheitlicher Befunde zu den präzisen Zusammenhängen zwischen beiden Indikatoren wird vielfach davon ausgegangen, dass Lebenszufriedenheit das Empfinden positiver Emotionen beinhaltet und eine geringe Lebenszufriedenheit die Abwesenheit derselben bzw. das Erleben negativer Emotionen impliziert. Zudem zeigen neuere Studien, dass sich die affektiven und kognitiven Komponenten des Wohlbefindens mit Blick auf das Einkommen nicht unbedingt analog zueinander ver-

halten, sondern gerade in niedrigen und hohen Einkommensgruppen voneinander abweichen (Diener et al. 2010; Kahneman & Deaton 2010). Insofern ist mehrfach die Notwendigkeit herausgestellt worden, auch die emotionalen Komponenten des Wohlbefindens im Sinne spezifischer Emotionen näher zu untersuchen (vgl. Schimmack et al. 2008).

„Strukturinkompatibilität“: Ungleichheit in sozialer Interaktion

Im Gegensatz zur These der prinzipiellen Kompatibilität von Ungleichheit und emotionalem Erleben findet sich in der Literatur auch eine Reihe von Argumenten, die auf Inkompatibilitäten hinweist. Diese Argumente zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie oftmals eine *interaktions- oder handlungsorientierte* Sicht auf die Entstehung von Emotionen vor dem Hintergrund sozialer Ungleichheit entwickeln. So weist beispielsweise Kemper darauf hin, dass sich Akteure in hohen Statuspositionen einer höheren Wahrscheinlichkeit des *Statusverlustes* ausgesetzt sehen als jene, die ohnehin nur über geringen Status verfügen. Statusverlust ist Kemper (2011: 50) zufolge eine primäre Ursache des Empfindens von Ärger, der demnach in höheren Statuspositionen häufiger auftreten sollte als in niedrigeren. Hierbei gilt es jedoch zu beachten, dass für das emotionale Erleben entscheidend ist, ob Ungerechtigkeiten oder Statusverluste konkret erlebt oder allenfalls antizipiert werden. Bei letzterem ist davon auszugehen, dass vorwiegend Angst resultiert, etwa in Form von Statusängsten oder der Angst vor dem sozialen Abstieg, wie etwa die Mittelschichts-Debatten in Deutschland zeigen (Burzan 2008; Lengfeld & Hirschle 2009) und Newman (1988) analog schon früh für die USA dargestellt hat. Insofern kann die vorliegende Studie auch zur Klärung der Frage beitragen, ob die in vielen Gruppen vermeintlich anzutreffenden Statusängste, die zu Selbstblockaden führen können, empirisch dokumentiert werden können oder ob es sich beim „Aufschrei der Mittelschicht“ nicht eher um eine Form sozialwissenschaftlicher Mythenbildung handelt (Heinze 2011).

Hinsichtlich des Empfindens von Ärger finden sich in den Arbeiten Randall Collins' (1990, 2004) zumindest Hinweise auf den Einfluss sozialer Ungleichheit. Sein Ansatz basiert auf ritualisierten Interaktionsmustern und dem Konzept der „emotionalen Energie“, die sich aus Interaktionsritualen speist und zum Bestandteil sozialer Stratifikation wird. Demnach nehmen statushöhere Akteure mit größerer Wahrscheinlichkeit an Interaktionsritua-

len teil, die ihre emotionale Energie erhöhen, und ein hohes Maß an emotionaler Energie kann wiederum eng mit dem Empfinden von Ärger und Aggressionen verbunden sein, insbesondere wenn eigene Ziele (durch statusniedere Personen) blockiert werden (Collins 2004: 126, 1990: 27f.; vgl. Collett & Lizardo 2010: 2082).

Vergleichbar argumentieren Vertreter emotionsbasierter Identitätstheorien. So schreibt die Theorie der Affektsteuerung (Heise 2007) Emotionen eine handlungsleitende Funktion derart zu, dass vorhandene kollektive Erwartungen an eigene Identitäts- und Statuspositionen sowie affektive Dispositionen erfüllt werden. Negative Emotionen wie zum Beispiel Ärger entstehen, wenn sich Akteure daran gehindert sehen, erwartungskonform zu handeln (bspw. aufgrund mangelnder Ressourcen) oder wenn negative Emotionen ohnehin Bestandteil affektiver Dispositionen sind, die einer Statusposition kulturell zugeschrieben werden. Eine solche Zuschreibung wird von Identitätstheorien postuliert, die Ärger als identitätsbezogenes Signal werten, das besonders von Inhabern hoher Statuspositionen zu erwarten ist (Stets 2004). Ärger wird hier als Folge von Erwartungsenttäuschungen bezüglich der eigenen Identitäts- und Statusposition gesehen und resultiert vor allem dann, wenn sich Akteure daran gehindert sehen, ihr eigenes Handeln entsprechend auszurichten (Ridgeway & Johnson 1990) oder wenn Ärger Bestandteil der affektiven Dispositionen ist, die einer Statusposition kulturell bzw. kollektiv zugeschrieben werden (Heise 2007). Status wird in diesem Kontext, ähnlich wie bei Kemper, in der Regel als Gewähr von Anerkennung und Prestige verstanden.

Integration und Hypothesen

Überblickt man die dargestellte Literatur, so fällt erstens die Heterogenität der postulierten Zusammenhänge von sozialstruktureller Lage und Angst und Ärger auf. Zweitens diskutieren viele der skizzierten Studien „negative“ Emotionen, ohne spezifische Zusammenhänge für Angst oder Ärger eindeutig zu identifizieren. Einige emotionssoziologische Theorien treffen zwar spezifische Aussagen zum Empfinden von Angst und Ärger, sozialepidemiologische Studien sowie solche zum Wohlbefinden begnügen sich jedoch zumeist mit einer Differenzierung von „positiver“ und „negativer“ Emotionalität, wobei die Analyse diskreter Emotionen durchaus als Desiderat formuliert wird (Kahneman & Deaton 2010). Drittens unterscheiden sich sowohl Theorie als auch Empirie zum Teil erheblich hinsichtlich ih-

rer Spezifizierung bzw. Operationalisierung sozialer Ungleichheit. Sozialepidemiologische Studien operationalisieren die soziale Lage vorwiegend über kompositorische Maße wie den sozioökonomischen Status qua Bildung, Einkommen und Berufsstatus. Matthews & Gallo (2011) weisen jedoch darauf hin, dass die Verwendung separater Indikatoren vielversprechend ist, selbst wenn sie hoch korreliert sein mögen.¹ Dies gilt insbesondere dann, wenn präzise Aussagen über distinkte Emotionen getroffen werden sollen.

In der Wohlbefindensforschung werden vorwiegend Einkommen und Vermögen als primäre erklärende Variablen positiver Emotionalität zu Grunde gelegt. Jedoch hat sich auch hier gezeigt, dass weitere Determinanten sozialer Ungleichheit relevante Einflussfaktoren sind, etwa Geschlecht, Ethnizität und Bildung (Stevenson & Wolfers 2008). Empirisch gut belegt ist zudem der signifikante Verlust an Lebenszufriedenheit in Folge eines Arbeitsplatzverlusts (Winkelmann & Winkelmann 1998), wobei es weniger die materiellen Folgen der Arbeitslosigkeit sind als vielmehr der damit einhergehende Statusverlust, der sich negativ auf das allgemeine Wohlergehen auswirkt (Clark 2003). So zeigen neuere Arbeiten, dass beim Übertritt von der Arbeitslosigkeit in die Rente eine signifikante Verbesserung von Zufriedenheit eintritt (Hetschko et al. 2011). Die Autoren führen dies in erster Linie auf veränderte soziale Normen zurück, die im Falle der Nichtausübung einer Beschäftigung bei Rentnern in stärkerem Maße sozial anerkannt ist als im Fall der Arbeitslosigkeit im erwerbsfähigen Alter. Umgekehrt kann mit Blick auf die Wohlbefindensforschung vermutet werden, dass eine Reihe sozialer Kontextfaktoren die nachteiligen sozialstrukturellen Effekte nicht nur auf das kognitive sondern auch das affektive Wohlbefinden reduzieren, beispielsweise die Einbindung in soziale Netzwerke und die Zufriedenheit mit der Gesundheit (Dolan et al. 2008; Kahneman & Krueger 2006).

Einige neuere soziologische Arbeiten haben sich zum Teil dieser Defizite angenommen und in empirischen Studien Zusammenhänge zwischen spezifischen sozialstrukturellen Indikatoren und dem Erleben von Angst und Ärger untersucht und geben dabei wertvolle Hinweise für Formulierung prüfbarer Hypothesen. So stellen Collett & Lizardo (2010) sowie Schieman (2003) Zusammenhänge zwischen dem Erleben von Ärger, dem Berufsstatus und dem Lebensalter her. Demnach erleben Men-

schen am unteren sowie oberen Ende der Statushierarchie häufiger Ärger als diejenigen in mittleren Positionen, womit Collett & Lizardo (2010) sowohl Kompatibilitäts- als auch Inkompatibilitätsansätze bestätigt sehen. Mit Blick auf die Abhängigkeit des Ärgers von Alter, Bildung und Einkommen zeigt Schieman (2003), dass niedriges Einkommen und geringe Bildung tendenziell mit einem gesteigerten Erleben von Ärger einhergehen, dieser Zusammenhang mit zunehmendem Lebensalter jedoch deutlich schwächer wird. Simon & Lively (2010) erklären persistente Geschlechterdifferenzen in der Prävalenz depressiver Stimmungen (negative Emotionalität) über moderierende Effekte des Empfindens von Ärger, das bei weiblichen Befragten wesentlich stärker ausfällt. Dies spricht für eine generell hohe Korrelation zwischen dem Empfinden von Angst und Ärger. Deutliche Geschlechtereffekte im emotionalen Erleben finden auch Simon & Nath (2010), denen zufolge Frauen deutlich häufiger negative Emotionen empfinden als Männer. Jedoch ist dieser Effekt zum Teil auf das im Durchschnitt geringere Haushaltseinkommen von Frauen zurückzuführen. Diese Ergebnisse stimmen weitgehend mit einer Reihe von Befunden überein, die Frauen ein generell prägnanteres Emotionsempfinden zuschreiben als Männern (Brody & Hall 2000). Insbesondere Geschlechterdifferenzen im emotionalen Erleben weisen auf die kulturellen und symbolischen Aspekte hin, die mit sozialer Ungleichheit einhergehen. So sind Geschlechterdifferenzen sicher auch auf Emotionsnormen zurückzuführen (Thoits 2004). Zudem führen kulturelle Deutungs- und Interpretationsprozesse zu Unterschieden im emotionalen Erleben entlang ethnischer (de Leersnyder et al. 2011) und in Deutschland möglicherweise auch regionaler Differenzen, etwa zwischen Ost- und Westdeutschland (vgl. Schmitt et al. 1999).

Vor dem Hintergrund der skizzierten Forschungen können folgende, im Hinblick auf das Erleben von Angst und Ärger relevante Aspekte der sozialstrukturellen Lage festgehalten werden: Strukturkompatibilitäts- sowie Inkompatibilitätstheorien argumentieren vorwiegend über den sozialen Status, zum Teil auch über die ökonomischen Ressourcen eines Akteurs. Die Sozialepidemiologie und die Forschung zum Wohlbefinden konzentrieren sich in der Regel auf ökonomische Ressourcen (Einkommen und Vermögen), obgleich auch der sozioökonomische Status als kompositorisches Maß aus Einkommen, Status und Bildung Verwendung findet. Neuere emotionssoziologische Studien verweisen zudem ausdrücklich auf den Bildungsstand als mo-

¹ Vgl. dazu auch Tabelle A5 im Online-Anhang zu diesem Artikel (Download unter: www.zfs-online.org).

derierenden Faktor im Emotionserleben. Obgleich aus der empirischen Sozialstrukturforschung bekannt ist, dass diese drei Dimensionen hoch korrelieren, können wir mit Blick auf die jeweilige theoretische Tradition und das Emotionserleben jedoch distinkte und zum Teil unabhängige Effekte erwarten. Neben diesen Dimensionen sozialer Ungleichheit haben sich auch einige ihrer Determinanten als relevant für das Emotionserleben gezeigt, insbesondere das Lebensalter und Geschlecht, die Ethnizität und die regionale Zugehörigkeit.

Dementsprechend vermuten wir in Anlehnung an Kompatibilitätstheorien (H1) einen negativen Zusammenhang zwischen dem sozialen Status und dem generellen Erleben negativer Emotionen (sowohl von Angst als auch von Ärger). Mit Blick auf sozialepidemiologische und Studien zum Wohlbefinden vermuten wir zudem (H2) analoge Zusammenhänge für die Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen. Zudem gehen wir hinsichtlich der diskutierten Theorien davon aus, dass es sich bei diesen status- und ressourcenbasierten Einflüssen um voneinander *unabhängige* Effekte handelt (H3), die nicht nur durch eine allgemeine Korrelation beider Indikatoren erklärbar sind. Mit Blick auf die Inkompatibilitätsperspektive können wir alternativ zu H1 zudem einen kurvilinearen Zusammenhang zwischen sozialem Status und dem Erleben von Ärger vermuten (H4): Ärger sollte demnach in niedrigen und hohen Statuspositionen besonders ausgeprägt sein. Hierbei ist zu beachten, dass H2 und H4 distinkte ursächliche Mechanismen zu Grunde legen und sich daher einander nicht ausschließen müssen.

Die soziologische Lebenslauforschung hat vielfach belegt, dass das individuelle Bildungsniveau weitreichende Konsequenzen für die Arbeitsmarktintegration und die soziale Mobilität hat. So ermöglicht ein hohes Qualifikationsniveau vielfach erst den Zugang zu höher entlohnter Arbeit sowie zu besseren und gesundheitsfördernden Lebensbedingungen. Darüber hinaus befähigt eine umfassende Bildung zum Umgang mit schwierigen Lebensverhältnissen und eine erfolgreiche Bewältigung temporärer Statusverluste (Shavers 2007). Mit einem hohen Bildungsniveau sind jedoch auch Erwartungshaltungen hinsichtlich der Berufsposition und der Höhe des Einkommens verknüpft, die bei Nichterfüllung zu einem verstärkten Erleben z. B. von Ärger führen können. Angesichts dieser Annahmen vermuten wir (H5) weitere separate und inverse Zusammenhänge zwischen dem Bildungsniveau und dem Erleben von Angst und Ärger.

Obgleich wir davon absehen, die askriptiven Merkmale Lebensalter, Geschlecht, Ethnizität und regionale Zugehörigkeit ähnlich intensiv zu analysieren und sie in erster Linie als Kontrollvariablen betrachten, formulieren wir in Anlehnung an die skizzierte Forschung dennoch einige tentative Hypothesen. So gehen wir davon aus, dass weibliche Befragte auch unter Kontrolle aller übrigen Einflussfaktoren häufiger Angst und Ärger erleben als männliche Befragte (H6). Ausgehend von den Ergebnissen zu unterschiedlich erlebter Emotionalität durch kulturelle Deutungs- und Interpretationsprozesse im Zusammenhang mit einem Minoritätsstatus erwarten wir darüber hinaus, dass Migranten im Vergleich zu Deutschen häufiger Angst und Ärger empfinden (H7). Zudem vermuten wir analog zu existierender Forschung, dass auch Personen mit Wohnsitz in Ostdeutschland häufiger Angst und Ärger erleben als Befragte mit Wohnsitz in Westdeutschland (H8). Schließlich nehmen wir an, dass steigendes Lebensalter mit einem geringeren Erleben von Ärger (H9a) und einem häufigeren Erleben von Angst (H9b) einhergeht und das vorteilhafte soziale Kontextfaktoren wie die Einbettung in soziale Netzwerke und die Zufriedenheit mit der Gesundheit das Erleben negativer Emotionen insgesamt reduzieren (H10).

3. Daten und Methoden

Um unsere Hypothesen zu prüfen, greifen wir auf Daten des SOEP zurück, einer repräsentativen längsschnittlichen Haushaltsbefragung mit über 20.000 Teilnehmern. Das SOEP umfasst eine große Bandbreite an soziodemographischen Indikatoren, die es erlauben, soziale Ungleichheit und die sozialstrukturelle Verortung von Akteuren angemessen zu operationalisieren. Seit einigen Jahren werden auch zunehmend so genannte „Mikrovariablen“ in das SOEP integriert, zumeist psychometrische Skalen, mit deren Hilfe Zusammenhänge zwischen klassischen sozialwissenschaftlichen Makrovariablen und individualpsychologischen Eigenschaften untersucht werden können (vgl. Schupp et al. 2008). Für unsere Analysen nutzen wir Daten der Befragungsjahre 2007, 2008 und 2009 (Wellen 24 bis 26). In die Analyse fließen die Angaben von allen erwachsenen Befragten ein, sodass unsere gepoolte Stichprobe insgesamt 17.116 Personen umfasst.

Indikatoren und Analyseverfahren

Abhängige Variablen. Um Einblicke in die Häufigkeit des Erlebens von Angst und Ärger zu erlangen, betrachten wir die seit 2007 erstmals im SOEP enthaltene und seit 2008 jährlich wiederholte Kurzskala zu Emotionen (vgl. Schimmack et al. 2008). Auf dieser Skala geben Befragte an, wie häufig sie sich in den vergangenen vier Wochen „ärgerlich“, „ängstlich“, „glücklich“ und „traurig“ gefühlt haben (Likert-Skalierung mit den Abstufungen „sehr selten“, „selten“, „manchmal“, „oft“, „sehr oft“). Da es sich um ein vergleichsweise neues Messinstrument handelt, haben wir zunächst einige Validitäts- und Reliabilitätskriterien geprüft. Die interne Konsistenz der Skala ist über alle drei Wellen hinweg akzeptabel (Cronbachs Alpha = 0.65₂₀₀₇, 0.68₂₀₀₈, 0.65₂₀₀₉). Um die Konstruktvalidität zu testen, haben wir exploratorische Faktoranalysen durchgeführt, die auf einen latenten Faktor hinweisen, der Emotionen erwartungsgemäß auf einem positiv-negativ Kontinuum verortet (vgl. Tabelle 1).

Abbildung 1 zeigt, dass die Häufigkeit des Erlebens von Angst und Ärger eine vergleichsweise hohe aggregierte Stabilität über drei Wellen (2007 bis 2009) aufweist (vgl. auch Tabelle A2).² Jedoch fällt auf, dass das Erleben von Angst auf Aggregatebene offenbar stabiler ist als das Erleben von Ärger. Insgesamt interpretieren wir die aggregierten Stabilitäten dahingehend, dass Befragte vor allem auf spezifische individuelle bzw. persönliche Auslöser von Angst und Ärger in Gestalt von alltäglichen Ereignissen als *Aggregat* insgesamt „kompensatorisch“ reagieren.

Unabhängige Variablen. Unsere Hypothesen legen im Einklang mit der existierenden Forschung nahe, dass sich distinkte Effekte für das Erleben von Angst und Ärger entlang der Dimensionen Status,

Einkommen und Bildung zeigen sollten. Im Anschluss an Matthews & Gallo (2011) haben wir uns entschieden, diese Indikatoren separat in unsere Analysen einzubeziehen und keinen kompositorischen Index wie etwa den sozioökonomischen Status zu verwenden. Das Bildungsniveau operationalisieren wir mittels der CASMIN-Klassifikation (*Comparative Analysis of Social Mobility in Industrial Nations*), die sowohl Angaben zur allgemeinen als auch zur beruflichen Ausbildung berücksichtigt. Basierend auf dieser Klassifikation haben wir eine Bildungsvariable mit drei Ausprägungen generiert: niedriges, mittleres und hohes Bildungsniveau. Personen mit niedrigem Bildungsniveau befinden sich noch in der Ausbildung, verfügen über keinen Schulabschluss oder über einen Hauptschulabschluss mit oder ohne Berufsausbildung. Die Gruppe mittleren Bildungsniveaus umfasst Personen, die über einen Realschulabschluss mit oder ohne Berufsausbildung verfügen, sowie Personen mit Abitur (mit oder ohne Berufsausbildung). Einen hohen Bildungsstatus haben solche Personen, die einen Fachhochschul- bzw. Universitätsabschluss besitzen.

Den sozialen Status operationalisieren wir analog zu Collett & Lizardo (2010) als beruflichen Status über die Goldthorpe- bzw. Erikson-Goldthorpe-(EGP)-Klassifikation (Brauns et al. 2000).³ Dieser Klassifizierung liegt ein mehrdimensionales Konzept zu Grunde, das die soziale Klassenlage als Resultat der jeweiligen Marktlage und Arbeitssituation der Beschäftigten abbildet. Wir haben die ursprünglich zehn im SOEP abgebildeten EGP-Klassen in sechs Klassen zusammengefasst und unterscheiden zwischen Angehörigen der oberen und mittleren Dienstklasse, Angehörigen der niedrigen Dienstklasse, Selbstständigen mit Mitarbeitern, Selbstständigen ohne Mitarbeiter, einfachen Angestellten sowie Arbeitern. Zudem haben wir nicht-erwerbstätige Personen, Arbeitslose und Rentempfänger in die Variable integriert, so dass sich unsere Analysen nicht nur auf den erwerbstätigen Teil der Bevölkerung beziehen.

Schließlich operationalisieren wir die Verfügbarkeit ökonomischer Ressourcen anhand des monatlichen Nettoäquivalenzzahalsaltseinkommens nach OECD-Standard. Dabei handelt es sich um ein bedarfsge-

Tabelle 1 Exploratorische ITF-Faktoranalyse, Welle 24 (2007)

Emotion	Faktor 1	Uniqueness
ärgerlich	0.4844	0.7654
ängstlich	0.6440	0.5853
glücklich	-0.3670	0.8653
traurig	0.7946	0.3685

² Für Selektionseffekte, anhand derer Befragte mit häufigem Erleben von Angst oder Ärger mit erhöhter Wahrscheinlichkeit nicht mehr an der Folgebefragung teilnehmen, konnten wir in Sensitivitätsanalysen und Logit-Modellen keinerlei Anhaltspunkte finden.

³ Der berufliche Status stimmt nicht in jeder Hinsicht mit dem sozialen Status überein, wie er in den genannten Theorien oft gebraucht wird. Jedoch ist auch dort keine einheitliche Begriffsverwendung zu finden, so dass wir uns den Argumenten von Collett und Lizardo (2010) zur Nutzung des beruflichen Status anschließen.

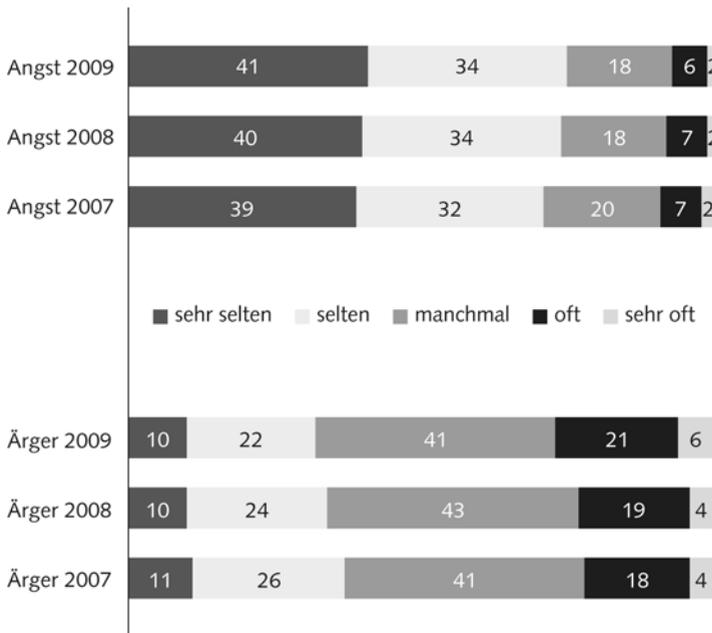


Abb. 1 Aggregierte Stabilität von Angst und Ärger (Angaben in Prozent)

Fragebogentext:

„Wie häufig haben Sie sich in den vergangenen vier Wochen ängstlich (ärgerlich) gefühlt?“

wichtiges Einkommen, das im SOEP als generierte Variable bereitgestellt wird (vgl. Grabka 2010).

Neben den Kontrollvariablen „Geschlecht“ und „Lebensalter“ betrachten wir die Effekte regionaler und ethnischer kultureller Prägung, operationalisiert über den Wohnort (Ost-/Westdeutschland) und einen gegebenenfalls vorhandenen Migrationshintergrund.⁴ Potenziell kompensatorisch wirkende soziale Kontextfaktoren operationalisieren wir über den Haushaltstyp, die Anzahl enger Freunde und die Zufriedenheit mit der Gesundheit. Als Haushaltstypen unterscheiden wir lediglich Ein-Personen- von Mehrpersonen-Haushalten, da hier der familiäre Hintergrund und das gemeinsame Zusammenleben im Vordergrund stehen. Ohne Zweifel bestehen enge Zusammenhänge zwischen unseren unabhängigen Variablen, so dass wir einen Test auf Multikollinearität durchgeführt haben. Der Test weist akzeptable Werte auf, so dass alle Variablen im Modell verbleiben (vgl. dazu Tabelle A5 im Online-Anhang).

Modellbeschreibung. Um die Zusammenhänge zwischen dem Erleben von Angst und Ärger und den gewählten status- und ressourcenbasierten Indikatoren sozialer Ungleichheit zu analysieren, verwen-

den wir für jede der beiden Emotionen ein separates Random-Effects-Modell (RE-Modell) basierend auf Daten der Wellen 24, 25 und 26 (2007 bis 2009) des SOEP. Dieser Zeitraum ergibt sich in erster Linie aus der Verfügbarkeit der Daten: Die Kurzska zu Emotionen wurde erstmals 2007 erhoben und zum Zeitpunkt der Analyse standen Daten bis zum Jahr 2009 zur Verfügung. Wir haben uns gegen die Verwendung einer panelökonometrischen Längsschnittanalyse entschieden, da uns vor allem Niveaueffekte interessieren. Aufgrund der skizzierten Theorien gehen wir davon aus, dass die postulierten Effekte nicht unmittelbar nach einer Veränderung, beispielsweise im Einkommen oder dem beruflichen Status eintreten, sondern erst mit einiger Verzögerung wirksam werden. Zudem ist aus anderen Längsschnittanalysen bekannt, dass bei nur drei Messzeitpunkten eine angemessene Fallzahl lediglich für Einkommensveränderungen erwartet werden kann, nicht aber für den beruflichen Status oder das Bildungsniveau. Insofern sehen wir von der Analyse kurzfristig transitorischer Effekte ab und kontrollieren stattdessen etwaige signifikante Einflüsse des Messzeitpunkts auf unsere abhängigen Variablen, modelliert als Periodeneffekte in den RE-Modellen. Mit Hilfe dieser Modelle können lineare Beziehungen zwischen Variablen in längsschnittlichen Daten analysiert werden. Ausgehend vom linearen Modell wird dabei folgende Funktion geschätzt (Brehmer & Seifert 2008: 506):

⁴ Eine Aufstellung aller verwendeten Variablen findet sich in den Tabellen A1, A2, A3, A4 und A5 im Online-Anhang (Download unter www.zfs-online.org).

$$Y_{it} = \beta_0 + \beta_1 \chi_{it} + v_i + \varepsilon_{it}$$

(χ_{it} = Vektor der unabhängigen Variablen; β_1 = Vektor der Koeffizienten; β_0 = Konstante; v_i = zeitunabhängiger individuenspezifischer Effekt (unbeobachtete Heterogenität); ε_{it} = Fehlerterm (Residuen)).

Der Vorteil der Verwendung von RE-Modellen besteht darin, dass v_i als latente Variable mit geschätzter Varianz definiert wird, so dass neben den individuellen Veränderungen über die Zeit auch Einflüsse von unveränderlichen Merkmalen prüfbar sind, etwa im Hinblick auf die unterstellten Geschlechterdifferenzen. Da unser primäres Interesse auf der eigenständigen Erklärungskraft sozialstruktureller Indikatoren für das Emotionserleben liegt und wir interindividuelle Differenzen hinsichtlich askriptiver Merkmale daher nur sekundär (bzw. als Kontrollvariablen) betrachten, folgt der Aufbau unserer Modelle einer Logik, die zunächst auf den empirisch robust belegten Effekten dieser Merkmale aufbaut. Sodann erfolgt in den weiteren drei Schritten des Modellaufbaus sukzessive die Prüfung der Zusammenhänge zwischen Bildung, beruflichem Status und Einkommen einerseits und der Häufigkeit des Erlebens von Angst und Ärger andererseits.

4. Ergebnisse

Erste deskriptive Analysen in Form von Mittelwertvergleichen der Häufigkeit des Erlebens von Angst und Ärger haben überwiegend hypothesenkonforme Hinweise auf Zusammenhänge zwischen dem Erleben von Angst und Ärger und der sozialstrukturellen Lage erkennen lassen.⁵ Zudem lassen auch Korrelationsanalysen weitere differenzierte hypothesenkonforme Zusammenhänge vermuten. Jedoch erlauben diese Analysen weder Aussagen über die Art der Zusammenhänge noch eine Prüfung unserer Hypothesen, so dass wir diese Befunde hier nicht weiter ausführen. Zur multivariaten Prüfung haben wir zwei separate RE-Modelle mit analogem Aufbau für das Erleben von Angst und Ärger berechnet, die wir in den Tabellen 2 und 3 wiedergeben.

Ärger. Die Analyse der Häufigkeit des Erlebens von Ärger (Tabelle 2) zeigt zunächst deutliche Unterschiede für die Befragungszeiträume 2007 und 2009 im Vergleich zu 2008, die über nahezu alle Modellschritte hinweg signifikant bleiben. Dem-

nach nimmt das Empfinden von Ärger insgesamt von 2007 auf 2008 deutlich zu, sinkt aber 2009 wieder merklich ab, wobei jedoch nur in den letzten beiden Modellschritten signifikante Ergebnisse beobachtet werden können. Dieser Befund stützt die Erkenntnisse zur Stabilität unseres Messinstruments, dass die Häufigkeit des Erlebens von Ärger im Gesamtniveau einer deutlichen zeitlichen Dynamik unterliegt, die vermutlich ein Ausdruck gesellschaftlich relevanter Ereignissen ist.

Hinsichtlich der askriptiven Ungleichheitsmerkmale beobachten wir über alle Modellschritte hinweg, dass sich Frauen im Vergleich zu Männern deutlich häufiger ärgern (H6). Befragte mit Migrationshintergrund geben entgegen unseren Erwartungen (H7) an, seltener Ärger zu empfinden als Menschen ohne Migrationshintergrund. Auch zeigt sich, dass mit zunehmendem Alter die Häufigkeit des Erlebens von Ärger sinkt (H9a). Keine bedeutsamen Zusammenhänge finden sich jedoch zwischen dem Wohnort und dem Erleben von Ärger, so dass sich Hypothese H8 nicht bestätigt. Befragte aus Mehrpersonenhaushalten erleben insgesamt häufiger Ärger als allein Lebende, so dass sich in dieser Hinsicht die Vermutung eines kompensatorischen Haushaltskontexts nicht bestätigt. Die Zufriedenheit mit der Gesundheit und die Anzahl der Freunde hingegen mindern durchweg das Erleben von Ärger (H10).

Betrachtet man in den Modellen 2 bis 4 das Bildungsniveau der Befragten, so zeigt sich, dass Bildung eine maßgebliche Determinante des Erlebens von Ärger ist, die auch unter Einbeziehung weiterer Indikatoren Bestand hat. So berichten Personen mit mittlerer und hoher Bildung im Vergleich zu Personen mit niedriger Bildung deutlich häufiger das Erleben von Ärger. Damit können wir Hypothese H5 mit Blick auf das Erleben von Ärger nicht bestätigen.

Hinsichtlich des Berufsstatus zeigt sich, dass Leitungsaufgaben und Personalverantwortung zu einem vergleichsweise häufigen Empfinden von Ärger führen. Sowohl Selbstständige mit Mitarbeitern als auch Angehörige der oberen Dienstklasse berichten ein signifikant häufigeres Erleben von Ärger. Eine fehlende Einbindung in das Erwerbsleben wirkt sich unterschiedlich auf das Empfinden von Ärger aus. Während eine weitgehend freiwillige Nichterwerbstätigkeit, etwa bei Rentnerinnen, Auszubildenden oder Hausfrauen, ein vergleichsweise seltenes Erleben von Ärger mit sich bringt, geht ein unfreiwilliger Ausschluss aus dem Erwerbsleben mit einem deutlich häufigeren Empfinden von Ärger

⁵ Zusätzlich dazu zeigen auch die Korrelationsanalysen unterschiedlich starke Zusammenhänge zwischen dem Erleben von Ärger und Angst und den unabhängigen Variablen.

Tabelle 2 Random-Effects-Modell für das Erleben von Ärger

	Modell 1			Modell 2			Modell 3			Modell 4		
	b	z	SE	b	z	SE	b	z	SE	b	z	SE
2007 (Referenz: 2008)	.080**	9.21	.009	.080**	9.26	.009	.077**	8.88	.009	.077**	8.89	.009
2009 (Referenz: 2008)	-.039**	4.51	.009	-.039**	4.58	.009	-.039**	4.53	.009	-.039**	4.54	.009
Frauen (Referenz: Männer)	.042**	3.66	.012	.042**	3.60	.012	.056**	4.71	.012	.055**	4.63	.012
Alter	-.016**	45.36	3.5E-4	-.016**	42.34	3.7E-4	-.012**	24.20	.001	-.012**	23.27	.001
Migrationshintergrund ¹⁾	-.049**	2.84	.017	-.039*	2.26	.017	-.035*	2.04	.017	-.045**	2.57	.017
Ost (Referenz: West)	.026	1.90	.014	.017	1.23	.014	.026	1.94	.014	.010	0.74	.014
Mehrpersonen-HH ³⁾	.094**	6.19	.015	.094**	6.17	.015	.087**	5.74	.015	.094**	6.15	.015
Zufr. mit der Gesundheit	-.095**	40.47	.002	-.096**	40.80	.002	-.097**	41.19	.002	-.096**	40.75	.002
Anzahl enger Freunde	-.017**	10.80	.002	-.018**	11.13	.002	-.017**	10.55	.002	-.017**	10.23	.002
Mittlere Bildung ²⁾	.065**	4.67	.014	.065**	4.67	.014	.037**	2.63	.014	.047**	3.31	.014
hohe Bildung ²⁾	.075**	4.85	.015	.075**	4.85	.015	.018	1.09	.017	.044*	2.51	.018
Obere Dienstklasse ⁴⁾							.049*	2.09	.024	.066**	2.80	.024
Niedrige Dienstklasse ⁴⁾							.025	1.29	.019	.034	1.78	.019
Selbstständige mit Mitarb. ⁴⁾							.100*	2.48	.040	.116**	2.88	.040
Selbstständige o. Mitarb. ^{4),5)}							-.022	0.70	.032	-.017	0.53	.032
Einfache Angestellte ⁴⁾							.020	1.00	.020	.024	1.21	.020
Nicht erwerbstätig ⁴⁾							-.127**	6.33	.020	-.126**	6.30	.020
Arbeitslose ⁴⁾							.051*	2.17	.023	.040	1.69	.023
Rentner ⁴⁾							-.232**	11.26	.021	-.237**	11.48	.021
Nettoäquivalenzeinkommen										-.004**	5.23	.001
Nettoäquivalenzeinkommen ⁶⁾										1.3E-5**	3.00	4.3E-6
Konstante	3.406**	144.30	.024	3.375**	138.91	.024	3.457**	130.11**	.027	3.432**	127.27	.027
N		45453			45453			45453			45453	
R ² innerhalb		.01			.01			.01			.01	
R ² dazwischen		.17			.18			.19			.20	
R ² gesamt		.12			.12			.13			.13	

¹⁾ Referenz: kein Migrationshintergrund; ²⁾ Referenz: niedrige Bildung; ³⁾ Referenz: 1-Personen-HH; ⁴⁾ Referenz: Arbeiter; ⁵⁾ und selbstständige Landwirte; ⁶⁾ quadriert

Datenbasis: SOEPV26, 2007–2009

* signifikant bei 0.05; ** signifikant bei 0.01

ger einher. Betrachtet man in Modell 4 zudem das Einkommen, zeigt sich jedoch, dass ein tendenziell häufigeres Erleben von Ärger bei unfreiwilliger Nichterwerbstätigkeit durch Einkommen kompensiert werden kann. Diese Befunde stützen insgesamt die Inkompatibilitätsperspektive (H4) gegenüber der Kompatibilitätsperspektive (H1). Insbesondere erweist sich die Erklärung des Erlebens von Ärger als Bestandteil von Identitätssignalen als plausibel.

Mit Blick auf das Einkommen und Modell 4 ist generell und erwartungsgemäß (H2) zu konstatieren, dass mit steigendem Einkommen die Wahrscheinlichkeit sinkt, Ärger zu erleben. Die Berücksichtigung des quadrierten Nettoäquivalenzeinkommens deutet jedoch darauf hin, dass ab einer bestimmten Einkommensgrenze (ab etwa 20.000 Euro, bestimmt durch die Berechnung des Wendepunktes mit Hilfe der Koeffizienten des Einkommens und des quadrierten Einkommens) die Häufigkeit des Erlebens von Ärger wieder ansteigt.

Somit zeigen sich insgesamt bemerkenswerte distinkte Effekte des sozialen Status und des Einkommens auf das Erleben von Ärger. Vor allem der Berufsstatus leistet – weitgehend unabhängig vom Einkommen – einen eigenständigen Beitrag zur Erklärung des Erlebens von Ärger. Insgesamt ist somit ein Zusammenhang zwischen status- und ressourcenbasierten Ungleichheitsindikatoren und dem Erleben von Ärger derart erkennbar, dass ein hohes Einkommen tendenziell mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit des Erlebens von Ärger einhergeht. Zugleich stellen wir aber ebenfalls hypothesenkonform fest, dass der höhere berufliche Status, der in der Regel mit dem Einkommen hoch korreliert (vgl. Tabelle A5 im Online-Anhang unter), sukzessive zu einem häufigeren Empfinden von Ärger führt. Zwar sinkt mit steigender Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen die Wahrscheinlichkeit des Erlebens von Ärger, jedoch nivelliert sich dieser Effekt durch die zumeist mit höheren Einkommen einhergehenden Statuseffekte, die vor allem in der oberen Dienstklasse und bei Selbstständigen mit Mitarbeitern ungeachtet des Einkommens zu einem häufigeren Erleben von Ärger führen. Bemerkenswert ist zudem, dass Lebensalter, Geschlecht, Migrationshintergrund sowie die kompensatorischen Kontextfaktoren auch unter Berücksichtigung sozialstruktureller Variablen bedeutsame Prädiktoren des Erlebens von Ärger bleiben. Dies ist vor allem für die Genderperspektive interessant, da geschlechtsspezifische Unterschiede im emotionalen Empfinden bislang vorwiegend für Angst, nicht aber für Ärger gezeigt wurden (Brody & Hall 2000).

Angst. Die Analyse der Häufigkeit des Empfindens von Angst (Tabelle 3) zeigt im Vergleich zum Ärger nur signifikante Effekte für das Befragungsjahr 2007, was zumindest für den betrachteten Zeitrahmen für eine gesamtgesellschaftliche Konstanz im Empfinden von Angst spricht und die Analysen zur aggregierten Stabilität unseres Messinstruments bestätigt.

Die askriptiven Merkmale „Geschlecht“ und „Lebensalter“ weisen über alle Modellschritte darauf hin, dass weibliche Befragte sich deutlich häufiger ängstigen als männliche, sodass wir unsere Hypothese H6 bestätigt sehen. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass mit steigendem Lebensalter die Häufigkeit des Erlebens von Angst abnimmt (H9b). Hingegen scheinen ein Migrationshintergrund und ein Wohnsitz in den neuen Bundesländern das Erleben von Angst wahrscheinlicher zu machen. In Modell 4 zeigt sich jedoch, dass diese Zusammenhänge vor allem auf Einkommenseffekte zurückzuführen sind. Obgleich sich der Haushaltskontext kaum auf das Erleben von Angst auswirkt, reduzieren die Zufriedenheit mit der Gesundheit und die Anzahl der Freunde das Erleben von Angst erwartungsgemäß deutlich.

Betrachtet man ab Modell 2 den Bildungsstand, so ist zu erkennen, dass Menschen mit hohem Bildungsniveau seltener Angst empfinden als Befragte mit mittlerem oder niedrigem Bildungsniveau. Dieser Zusammenhang reduziert sich jedoch bei gleichzeitiger Betrachtung des beruflichen Status und ist zudem in weiten Teilen auf Einkommenseffekte zurückzuführen, wie Modell 4 zeigt. Somit kann unsere Vermutung unabhängiger Bildungseffekte auf das Erleben von Angst (H5) nicht vollumfänglich bestätigt werden.

Mit Blick auf den beruflichen Status zeigt sich in Modell 3, dass Arbeitslose häufiger Angst empfinden als alle übrigen Berufsklassen. Stärker noch als beim Erleben von Ärger führt hier der unfreiwillige Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt zu einem insgesamt deutlich häufigeren Empfinden von Angst, so dass sich unsere Hypothese H1 bestätigt. Betrachtet man zudem in Modell 4 das Einkommen, wird deutlich, dass mit steigendem Einkommen generell die Wahrscheinlichkeit sinkt, Angst zu erleben. Somit bestätigt sich auch unsere Hypothese H2. Analog zum Empfinden von Ärger ist auch hier bemerkenswert, dass der Einfluss des beruflichen Status auf das Erleben von Angst zwar offenbar keine Frage der Ausstattung mit materiellen Ressourcen ist. der Effekt der Arbeitslosigkeit bei nur minimal reduzierter Effekstärke allerdings deutlich ausfällt (H3).

Tabelle 3 Random-Effects-Modell für das Erleben von Angst

	Modell 1			Modell 2			Modell 3			Modell 4		
	b	z	SE	b	z	SE	b	z	SE	b	z	SE
2007 (Referenz: 2008)	.011	1.29	.008	.010	1.26	.008	.009	1.21	.008	.010	1.22	.008
2009 (Referenz: 2008)	.007	0.91	.008	.008	0.95	.008	.008	1.02	.008	.008	1.01	.008
Frauen (Referenz: Männer)	.380**	33.20	.011	.378**	32.95	.011	.374**	31.36	.012	.372**	31.29	.012
Alter	-.005**	13.11	3.5E-4	-.005**	12.70	3.7E-4	-.004**	8.87	4.9E-4	-.004**	7.89	.001
Migrationshintergrund ¹⁾	.051**	3.01	.017	.047**	2.74	.017	.040*	2.33	.017	.028	1.63	.017
Ost (Referenz: West)	.045**	3.41	.013	.050**	3.73	.013	.041**	3.05	.014	.021	1.51	.014
Mehrpersonen-HH ³⁾	-.026	1.72	.015	-.025	1.67	.015	-.025	1.67	.015	-.017	1.13	.015
Zufr. mit der Gesundheit	-.114**	50.19	.002	-.113**	49.70	.002	-.113**	49.33	.002	-.112**	48.82	.002
Anzahl enger Freunde	-.008**	4.88	.002	-.007**	4.65	.002	-.007**	4.55	.002	-.007**	4.16	.002
mittlere Bildung ²⁾				-.020	1.45	.014	-.013	0.92	.014	-.1.4E-4	0.01	.014
hohe Bildung ²⁾				-.055**	3.59	.015	-.037*	2.20	.017	-.004	0.24	.018
Obere Dienstklasse ⁴⁾							-.037	1.63	.023	-.016	0.67	.023
Niedrige Dienstklasse ⁴⁾							-.007	0.40	.019	.004	0.22	.019
Selbstständige mit Mitarb. ⁴⁾							-.053	1.34	.039	-.033	0.84	.039
Selbstständige o. Mitarb. ^{4,5)}							.016	0.52	.031	.023	0.73	.031
Einfache Angestellte ⁴⁾							-.009	0.47	.019	-.004	0.19	.019
Nicht erwerbstätig ⁴⁾							.031	1.57	.020	.031	1.60	.020
Arbeitslose ⁴⁾							.126**	5.58	.023	.113**	4.97	.023
Rentner ⁴⁾							-.005	0.26	.020	-.011	0.56	.020
Nettoäquivalenzeinkommen										-.005**	6.64	.001
Nettoäquivalenzeinkommen ⁶⁾										1.5E-5**	3.51	4.2E-6
Konstante	2.509**	109.10	.023	2.523**	106.36	.024	2.514**	96.34	.026	2.485**	93.90	.026
N		45383			45383			45383			45383	
R ² innerhalb		.01			.01			.02			.02	
R ² dazwischen		.19			.19			.19			.20	
R ² gesamt		.13			.13			.13			.13	

¹⁾ Referenz: kein Migrationshintergrund; ²⁾ Referenz: niedrige Bildung; ³⁾ Referenz: 1-Personen-HH; ⁴⁾ Referenz: Arbeiter; ⁵⁾ und selbstständige Landwirte; ⁶⁾ quadriert

Datenbasis: SOEPV26, 2007–2009

* signifikant bei 0.05 ** signifikant bei 0.01

Insgesamt lässt sich somit festhalten, dass die Ergebnisse zum einen die erwarteten Zusammenhänge zwischen sozialem Status, Einkommen und dem Erleben von Angst bestätigen: Je höher der Status, je höher das Einkommen, desto seltener erleben Befragte Angst. Hinsichtlich des Status ist es aber ausschließlich der unfreiwillige Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, der die Häufigkeit des Erlebens von Angst maßgeblich erhöht. Die eingangs skizzierten Theorien lassen hingegen eine systematischere Verteilung des Erlebens von Angst über die verschiedenen Berufsklassen hinweg erwarten, vor allem weil diese auch Aspekte der Arbeitsautonomie, organisationsinterner Autoritäts- und Kontrollbefugnisse oder der Arbeitsplatzsicherheit widerspiegeln.

Um diese Ergebnisse hinsichtlich ihrer statistischen Robustheit weiter abzusichern und mögliche Interaktionseffekte insbesondere zwischen den askriptiven Merkmalen und unseren zentralen unabhängigen Variablen aufzudecken, haben wir getrennte RE-Modelle (je für Angst und Ärger) für Männer, Frauen, Befragte aus den alten und neuen Bundesländern sowie für Personen mit und ohne Migrationshintergrund berechnet (vgl. Tabellen A6 und A7 im Online-Anhang unter www.zfs-online.org). Insgesamt bestätigen sich in diesen Analysen unsere Ergebnisse. Zugleich lassen sich auch einige der Effekte für bestimmte Personengruppen spezifizieren. So lässt sich zum Beispiel das häufigere Erleben von Ärger bei Angehörigen der oberen Dienstklasse und Selbstständigen mit Mitarbeitern vor allem auf männliche Befragte, Westdeutsche und Menschen ohne Migrationshintergrund zurückführen. Das häufigere Erleben von Ärger bei hohem und mittlerem Bildungsniveau im Gesamtmodell lässt sich insbesondere durch deutliche Effekte für Frauen, Ostdeutsche und Menschen ohne Migrationshintergrund erklären. Hinsichtlich des Empfindens von Angst fällt auf, dass Arbeitslosigkeit lediglich unter Ostdeutschen nicht zu einem häufigeren Erleben von Angst im Vergleich zur Referenzkategorie führt, was angesichts der hohen Arbeitslosenquoten in Ostdeutschland auf veränderte Normen und Gewöhnungseffekte verweisen kann. Zudem ist bemerkenswert, dass sich Nichterwerbstätigkeit ausschließlich bei Westdeutschen in einem häufigeren Erleben von Angst niederschlägt. Darüber hinaus ist zu beobachten, dass Rentempfänger nur in Ostdeutschland häufiger Angst empfinden. Diese spezifischen Befunde interpretieren wir als klare Hinweise, in künftigen Studien die Kontexteffekte des Emotionserlebens noch stärker in den Vordergrund zu rücken.

5. Diskussion

Soziologische Theorien legen vielfach nahe, dass das emotionale Erleben von Akteuren maßgeblich durch deren Lage im sozialstrukturellen Raum bestimmt wird und somit als eine Dimension sozialer Ungleichheit aufgefasst werden kann. Daher sind wir in diesem Beitrag der Frage nachgegangen, welche Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und zwei Emotionen mit besonders ausgeprägten, aber zumeist diametral entgegengesetzten Handlungsimplicationen bestehen: Angst und Ärger. Wir haben basierend auf Daten des SOEP für Deutschland geprüft, ob der soziale Status, ökonomische Ressourcen und der Bildungsstand systematische und distinkte Zusammenhänge mit dem Erleben von Angst und Ärger erkennen lassen und ob dieser Einfluss eher als strukturkompatibel oder -inkompatibel zu verstehen ist. Zudem haben wir geprüft, inwieweit klassische Determinanten sozialer Ungleichheit wie Lebensalter, Geschlecht, Ethnizität und regionale Herkunft das Erleben von Emotionen beeinflussen.

Unsere Analysen zeigen deutlich und in prinzipieller Übereinstimmung mit den zu Grunde gelegten Theorien und den daraus abgeleiteten Hypothesen, dass Status, Einkommen und Bildung jeweils distinkte Einflüsse auf das Erleben von Angst und Ärger aufweisen. So stellen wir zum einen systematische Zusammenhänge zwischen der Einkommenshöhe und der Häufigkeit des Erlebens von Angst und Ärger fest. Demnach sinkt mit steigendem Einkommen die Wahrscheinlichkeit des Erlebens dieser beiden negativen Emotionen. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit aktuellen Ergebnissen der Forschung zum subjektiven Wohlbefinden, denen zufolge das Einkommen bis zu einer gewissen Höhe der zuverlässigste Prädiktor für Wohlbefinden ist, was in der Regel auch ein selteneres Empfinden negativer Emotionen impliziert (vgl. dazu auch Tabelle 1). Insofern finden wir hinreichend Evidenz für ein „strukturkompatibles“ Erleben negativer Emotionen.

Für den sozialen Status und das Bildungsniveau finden sich jedoch andere Zusammenhänge. So zeigen unsere Analysen einerseits, dass das Bildungsniveau und das Erleben von Angst in keinem bedeutenden Verhältnis zueinander stehen. Zwar unterscheidet sich das Erleben von Angst in verschiedenen Bildungsgruppen, jedoch ist dies kein genuiner Effekt des Bildungsniveaus, sondern kann weitgehend auf Einkommensunterschiede zurückgeführt werden. Hingegen wird Ärger angesichts des Bildungsniveaus klar „strukturinkompatibel“ erlebt: In mittle-

ren und hohen Bildungsschichten zeigt sich eine deutlich höhere Frequenz des Erlebens von Ärger als in bildungsfernen Schichten.

Evidenz sowohl für strukturkompatible als auch strukturinkompatible Annahmen finden sich mit Blick auf den Berufsstatus und das Erleben von Angst und Ärger. Bemerkenswert ist hier vor allem, dass insbesondere Arbeitslose unabhängig von sämtlichen anderen Indikatoren signifikant häufiger Angst erleben als alle übrigen Befragten. Für das Erleben von Ärger gilt dies nur bedingt, da hier das Einkommen eine kompensatorische Rolle spielt. Der überwiegend unfreiwillig vollzogene Ausschluss aus dem Erwerbssystem führt demnach zu einem Ansteigen des Empfindens dieser negativen Emotionen, was als (weiterer) Beleg für die große Bedeutung einer erfolgreichen Eingliederung in den Arbeitsmarkt gelten kann. In einer Gesellschaft, die sich vorrangig am Leistungsprinzip orientiert und im Fehlen einer regulären Arbeitsbeziehung oftmals einen persönlichen Makel sieht, bedeutet Arbeitslosigkeit deutlich mehr als nur einen Mangel an finanziellen Ressourcen. Personen, die sich über längere Zeit erfolglos um Arbeit bemühen, laufen Gefahr, von einem der wichtigsten Teilbereiche unserer Gesellschaft ausgeschlossen zu werden (Böhnke 2006). Das häufige Empfinden von Angst bei arbeitslosen Befragten interpretieren wir dementsprechend als Reaktion auf diese Exklusionserfahrung, wobei hier sicherlich weniger die Exklusion als solche im Vordergrund steht, sondern vielmehr die Notwendigkeit, mit Arbeitslosigkeit und ihren Konsequenzen im Sinne der eingangs formulierten handlungs- und interaktionsbezogenen Annahmen umzugehen (etwa in der Interaktion mit Ämtern und Behörden, bei erfolglosen Versuche der Reintegration, etc.). Dementgegen macht sich freiwillige und gesellschaftlich legitimierte Nichterwerbstätigkeit, etwa bei Rentnern, Auszubildenden oder Hausfrauen, vor allem durch ein deutlich selteneres Empfinden von Ärger bemerkbar. Interessant ist zudem auch der Befund, dass die vielfach diskutierten Unsicherheiten im hohen Lebensalter, insbesondere hinsichtlich der Angemessenheit von Rentenleistungen und der gesundheitlichen Versorgung, sich nicht in einem häufigeren Empfinden von Angst niederschlagen.

Mit Blick auf den beruflichen Status der erwerbstätigen Bevölkerung lassen sich kaum Zusammenhänge mit dem Erleben von Angst finden. Dies relativiert frühere Befunde und öffentliche Diskussionen zu einer vermeintlich ausgeprägten „Angst der Mittelschichten“ (Lengfeld & Hirschele 2009) vor dem sozialen Abstieg. Stattdessen verdeutlichen die Er-

gebnisse, das vor allem tatsächliche Exklusion und geringe Einkommen im Gegensatz zu antizipierten Verlusten Prädiktoren von Angsterfahrungen sind. Unter der erwerbstätigen Bevölkerung empfinden vor allem die höheren beruflichen Statusgruppen vergleichsweise häufig Ärger. Dass insbesondere Angehörige der oberen Dienstklasse sowie Selbstständige mit Mitarbeitern häufiger Ärger verspüren, deutet darauf hin, dass die Arbeitsbedingungen etwa von leitenden Angestellten, Managern oder Akademikern mit Leitungsfunktion trotz hohem Prestige, Autonomie und Verantwortung offenbar auch dem Erleben von Ärger Vorschub leisten. Dieses häufigere Empfinden von Ärger kann in Analogie zu vorhandenen Studien (Collett & Lizardo 2010) zum einen als identitätsbestätigendes Signal in hohen Statusgruppen interpretiert werden (Stets 2004) und zum anderen aus der Häufigkeit sozialer Interaktionen mit statusniederen Personen und potenziellen Zielblockaden resultieren (Collins 2004). Insgesamt deuten die geschilderten Zusammenhänge zwischen dem Berufsstatus und dem Erleben von Angst und Ärger auf den ersten Blick auf eine gegensätzliche Funktion von Erwerbstätigkeit hin. Der zumeist unfreiwillige Ausschluss von Erwerbsarbeit ist mit einer zunehmenden Frequenz des Erlebens von Angst verbunden, jedoch sind hohe Statusgruppen mit Leitungs- und Personalverantwortung einem deutlich häufigeren Erleben von Ärger ausgesetzt, das nicht durch die positiven Effekte ökonomischer Ressourcen kompensiert werden kann.

6. Fazit

Zusammenfassend halten wir fest, dass die Häufigkeit des Empfindens von Angst und Ärger klare Zusammenhänge mit der sozialstrukturellen Lage von Akteuren aufweist. Für die Soziologie ist von besonderer Bedeutung, dass die Emotionen Angst und Ärger gegensätzliche Muster sozialstruktureller Beeinflussung zeigen, denn beide Emotionen gehen mit nahezu entgegengesetzten Handlungstendenzen einher: Führt Angst tendenziell zu einem Rückzugsverhalten oder dem untätigen Verharren in einer unangenehmen Situation, motiviert Ärger zum Handeln und zur potenziellen Beseitigung emotionsauslösender Umstände.

Die Tatsache, dass Angst in der Gegenwartsgesellschaft verstärkt von niedrigen Einkommensgruppen sowie von Menschen empfunden wird, die vom Erwerbsleben ausgeschlossen sind, kann als Hinweis auf ein geringeres Potenzial angesehen werden, sich

gegen Exklusion und Benachteiligung auch aktiv zur Wehr zu setzen, etwa durch Proteste, parteipolitisches Engagement oder die Mitarbeit in sozialen Bewegungen. Demgegenüber lässt sich das häufige Empfinden von Ärger in höheren beruflichen Statusgruppen, die sich durch häufige Interaktionen mit statusniedrigeren Personen auszeichnen, dahingehend interpretieren, dass Ärger – im Sinne der Inkompatibilitätstheorien – als Identitätssignal nicht zuletzt auch der Status- und Machtsicherung dient.

Diese Befunde stützen die eingangs formulierte Vermutung, dass die soziale Strukturierung des emotionalen Empfindens vorhandene soziale Ungleichheiten reproduzieren und sogar verstärken kann. Dies gilt sowohl für Menschen, die bereits von sozialer Exklusion – vor allem von einem Ausschluss vom Arbeitsmarkt – betroffen sind als auch für Personen in hohen Statuspositionen, die regelmäßig mit statusniedrigeren Personen interagieren. Sozialpolitische Bestrebungen, die auf eine Reduktion sozialer Ungleichheit zielen, sind daher gut beraten, nicht lediglich auf ressourcenbasierte Maßnahmen zu setzen, sondern vor allem die identifizierten statusbasierten Effekte stärker in Betracht zu ziehen.

Trotz dieser neuen Einsichten sehen wir nach wie vor erheblichen Forschungsbedarf. Dies betrifft zum einen die Weiterentwicklung unseres Erhebungsinstruments in Richtung der Berücksichtigung allgemeiner emotionsauslösender Situationen. So können wir derzeit nur vermuten, dass die Emotionen Angst und Ärger aus der subjektiven Einschätzung und Bewertung der allgemeinen Lebensumstände resultieren. Hier haben unsere Analysen gezeigt, dass sich beide Emotionen möglicherweise auf je unterschiedliche Lebensaspekte beziehen und zu unterschiedlichen Graden die sozialstrukturelle Position widerspiegeln. Dies ließe sich zum einen durch differenziertere Fragen nach den emotionsauslösenden Lebensbereichen klären, zum Beispiel gesellschaftliche Ereignisse, politische Institutionen oder die Arbeitswelt. Zudem muss einschränkend angemerkt werden, dass vor allem die Annahmen statusinkompatibler Theorien allein anhand sozialstruktureller Variablen nur bedingt geprüft werden können und unsere Analysen somit nur eine Annäherung darstellen. Insgesamt bietet das SOEP jedoch perspektivisch beste Voraussetzungen für Längsschnittanalysen, mit denen sich die sozialstrukturelle Determiniertheit der Emotionen noch genauer erfassen ließe, beispielsweise durch Analysen der Veränderung sozialstruktureller Lagen in Lebensläufen und ihrer emotionalen Konsequenzen.

Literatur

- Adler N.E., T. Boyce, M.A. Chesney, S. Cohen & S. Folkman, 1994: Socioeconomic Status and Health. The Challenge of the Gradient. *American Psychologist* 49: 15–24.
- Agnew, R., 1992: Foundation for a General Strain Theory of Crime and Delinquency. *Criminology* 30: 47–87.
- Barbalet, J.M., 1998: *Emotion, Social Theory, and Social Structure*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barbalet, J.M., 2002: Why Emotions are Crucial. S. 1–9 in: J.M. Barbalet (Hrsg.), *Emotions and Sociology*. Oxford: Blackwell.
- Beck, U., A. Giddens, S. Lash, 1994: *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhnke, P., 2006: *Am Rande der Gesellschaft*. Opladen: Leske+Budrich.
- Böhnke, P. & U. Kohler, 2009: Well-being and Inequality. S. 629–668 in: S. Immerfall & G. Therborn (Hrsg.), *Handbook of European Societies*. Heidelberg: Springer.
- Brauns, H., S. Steinmann & D. Haun, 2000: Die Konstruktion des Klassenschemas nach Erikson, Goldthorpe, und Portocarero (EGP) am Beispiel nationaler Datenquellen aus Deutschland, Großbritannien und Frankreich. *ZUMA-Nachrichten* 24: 7–63.
- Brehmer, W. & H. Seifert, 2008: Sind atypische Beschäftigungsverhältnisse prekär? Eine empirische Analyse sozialer Risiken. *Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung* 4: 501–531.
- Brody, L.R. & J.A. Hall, 2000: Gender, Emotion, and Expression. S. 338–349 in: M. Lewi & J. Haviland-Jones (Hrsg.), *Handbook of emotions*. New York: Guilford.
- Burzan, N., 2008: Die Absteiger: Angst und Verunsicherung in der Mitte der Gesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 33/34: 6–12.
- Collett, J.L. & O. Lizardo, 2010: Occupational Status and the Experience of Anger. *Social Forces* 88: 2079–2104.
- Collins, R., 1990: Stratification, Emotional Energy, and the Transient Emotions. S. 27–57 in: T.D. Kemper (Hrsg.), *Research Agendas in the Sociology of Emotions*. Albany: SUNY Press.
- Collins, R., 2004: *Interaction Ritual Chains*. Princeton: Princeton University Press.
- Collins, R., 2008: *Violence. A Micro-Sociological Theory*. Princeton: Princeton University Press.
- Clark, A.E., 2003: Unemployment as a Social Norm: Psychological Evidence from Panel Data. *Journal of Labor Economics* 21: 323–351.
- Clay-Warner, J. & D.T. Robinson (Hrsg.), 2008: *Social Structure and Emotion*. San Diego: Academic Press.
- De Leersnyder, J., B. Mesquita, & H.S. Kim, 2011: Where Do My Emotions Belong? A Study of Immigrants' Emotional Acculturation. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 37: 451–463.
- Diener, E., D. Kahneman, William TOV & R. Arora, 2010: Income's Association with Judgments of Life Versus Feelings. S. 3–15 in: E. Diener, D. Kahneman & J. Helliwell (Hrsg.), *International Differences in Well-Being*. Oxford: Oxford University Press.

- Dolan, P., T. Peasgood & M. White, 2008: Do We really Know What Makes Us Happy? A Review of the Economic Literature on the Factors Associated with Subjective Well-Being. *Journal of Economic Psychology* 29: 94–122.
- Durkheim, E., 1973 (1897): *Der Selbstmord*. Neuwied: Luchterhand.
- Grabka, M.M., 2010: Codebook for the \$EQUIV File 1984–2009: CNEF Variables with Extended Income Information for the SOEP. DIW Date Documentation, No. 49. Berlin: DIW.
- Headley, B., R. Muffels & M. Wooden, 2008: Money Does not Buy Happiness: Or Does It? A Reassessment Based on the Combined Effects of Wealth, Income and Consumption. *Social Indicators Research* 87: 65–82.
- Headley, B., J. Kelley & A. Wearing, 1993: Dimensions of Mental Health: Life Satisfaction, Positive Affect, Anxiety and Depression. *Social Indicators Research* 29: 63–82.
- Hegtvædt, K.A. & B. Markovsky, 1995: Justice and Injustice. S. 257–280 in K.S. Cook, G.A. Fine & J.S. House (Hrsg.), *Sociological Perspectives on Social Psychology*. Boston: Allyn & Bacon.
- Heinze, R.G., 2011: *Die erschöpfte Mitte*. Weinheim: Beltz.
- Heise, D., 2007: *Expressive Order*. New York: Springer.
- Hetschko, C., A. Knabe & R. Schöb, 2011: Changing Identity: Retiring from Unemployment. *SOEP Papers on Multidisciplinary Panel Data Research at DIW Berlin*, No. 399. Berlin: DIW.
- Houser, J.A. & M.J. Lovaglia, 2002: Status, Emotion, and the Development of Solidarity in Stratified Task Groups. *Advances in Group Processes* 19: 109–137.
- Izard, C.E., 2009: Emotion Theory and Research: Highlights, Unanswered Questions, and Emerging Issues. *Annual Review of Psychology* 60: 1–25.
- Kahneman, D., A.B. Krueger, D. Schkade, N. Schwarz & A.A. Stone, 2006: Would You Be Happier if You Were Richer? A Focusing Illusion. *Science* 312: 1908–1910.
- Kahneman, D. & A.B. Krueger, 2006: Developments in the Measurements of Subjective Well-being. *Journal of Economic Perspectives* 20: 3–24.
- Kahneman, D. & A. Deaton, 2010: High Income Improves Evaluation of Life but not Emotional Well-Being. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 107: 16489–16493.
- Kemper, T.D., 1978: *A Social Interactional Theory of Emotions*. New York: Wiley.
- Kemper, T.D., 2006: Power and Status and the Power-Status Theory of Emotions. S. 87–113 in: J.E. Stets & J.H. Turner (Hrsg.), *Handbook of the Sociology of Emotions*. New York: Springer.
- Kemper, T.D., 2011: Status, Power and Ritual Interaction. *A Relational Reading of Durkheim, Goffman, and Collins*. London: Ashgate.
- Krueger, A.B. & A. Mueller, 2011: Job Search, Emotional Well-Being, and Job Finding in a Period of Mass Unemployment: Evidence from High-Frequency Longitudinal Data. *Brookings Papers on Economic Activity*, Spring 2011, 1–57.
- Lengfeld, H. & J. Hirschele, 2009: Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984–2007. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 379–398.
- Lerner, J.S. & L.Z. Tiedens, 2006: Portrait of the Angry Decision Maker: How Appraisal Tendencies Shape Anger's Influence on Cognition. *Journal of Behavioral Decision Making* 19: 115–137.
- Lovaglia, M.J. & J.A. Houser, 1996: Emotional Reactions and Status in Groups. *American Sociological Review* 61: 867–883.
- Marmot, M., 2004: *The Status Syndrome*. New York: Times Books.
- Matthews, K.A. & L.C. Gallo, 2011: Psychological Perspectives on Pathways Linking Socioeconomic Status and Physical Health. *Annual Review of Psychology* 62: 501–530.
- Merton, R.K., 1957: *Social Theory and Social Structure*. Glencoe: Free Press.
- Meyer, W.-U., A. Schützwohl & R. Reisenzein, 1993: Einführung in die Emotionspsychologie. Bd. I. Bern: Huber.
- Mills, C.W., 1959: *The Sociological Imagination*. New York: Oxford University Press.
- Neckel, S., 1991: *Status und Scham*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Newman, K., 1988: *Falling from grace*. New York: Free Press.
- Pettenkofer, A., 2006: Die Euphorie des Protests. Starke Emotionen in sozialen Bewegungen. S. 256–285 in: R. Schützeichel (Hrsg.), *Emotionen und Sozialtheorie*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Ridgeway, C. & C. Johnson, 1990: What Is the Relationship between Socioemotional Behavior and Status in Task Groups. *American Journal of Sociology* 95: 1189–1212.
- Scheler, M., 2004 (1912): *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Schieman, S., 1999: Age and Anger. *Journal of Health and Social Behavior* 40: 273–289.
- Schieman, S., 2003: Socioeconomic Status and the Frequency of Anger across the Life Course. *Sociological Perspectives* 46: 207–222.
- Schimmack, U., J. Schupp & G.G. Wagner, 2008: The Influence of Environment and Personality on the Affective and Cognitive Component of Subjective Well-Being. *Social Indicators Research* 89: 41–60.
- Schmitt, M., J. Maes & A. Schmal, 1999: Ungerechtigkeits erleben im Vereinigungsprozess: Folgen für das emotionale Befinden und die seelische Gesundheit. S. 169–212 in: M. Schmitt & L. Montada (Hrsg.), *Gerechtigkeits erleben im wiedervereinigten Deutschland*. Opladen: Leske+Budrich.
- Schupp, J., K.C. Spieß & G.G. Wagner, 2008: Die verhaltenswissenschaftliche Weiterentwicklung des Erhebungsprogramms des SOEP. *Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung* 77(3): 63–76.
- Shavers, V.L., 2007: Measurement of Socioeconomic Status in Health Disparities Research. *Journal of the National Medical Association* 99: 1013–1020.

- Simon, R.W. & K. Lively, 2010: Sex, Anger and Depression. *Social Forces* 88: 1543–1568.
- Simon, R.W. & L.E. Nath, 2004: Gender and Emotion in the U.S.: Do Men and Women differ in Self-reports of Feelings and Expressive Behavior? *American Journal of Sociology* 109: 1137–1176.
- Stets, J.E., 2004: Emotions in Identity Theory. The Effect of Status. *Advances in Group Processes* 21: 51–76.
- Stevenson, B. & J. Wolfers, 2008: Happiness Inequality in the United States. *Journal of Legal Studies* 37: S33–S79.
- Terpe, S., 2009: Ungerechtigkeit und Duldung. Die Deutung sozialer Ungleichheit und das Ausbleiben von Protest. Konstanz: UVK.
- Thoits, P.A., 2004: Emotion Norms, Emotion Work, and Social Order. S. 359–378 in: A.S. Manstead, N.H. Frijda & A. Fischer (Hrsg.), *Feelings and Emotions*. New York: Oxford University Press.
- Turner, J.H., 2010: The Stratification of Emotion: Some Preliminary Generalizations. *Sociological Inquiry* 80: 168–199.
- von Scheve, C., 2009: Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung. Frankfurt a.M.: Campus.
- Weber, M., 1976 (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. rev. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Winkelmann, L. & R. Winkelmann, 1998: Why Are the Unemployed So Unhappy? Evidence from Panel Data. *Economica* 65: 1–15.

Autorenvorstellung

Katja Rackow, geb. 1980 in Berlin. Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Psychologie in Berlin. Von 2007–2009 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am WZB; 2009–2011 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FU Berlin; seit 2011 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Neubrandenburg.

Forschungsschwerpunkte: Soziale Ungleichheit, Gerechtigkeitstheorie, Alterssoziologie.

Wichtigste Publikationen: Ausgrenzungserfahrungen im Lebenslauf. Risiken und Folgen von Arbeitslosigkeit, Saarbrücken 2007; Weiterbildung von Erzieherinnen und Erziehern im ländlichen Raum – Professionalisierungserfordernisse und Mobilitätshindernisse (mit Vera Sparschuh), *Land-Berichte Sozialwissenschaftliches Journal*, Jahrgang XV, Heft 1, 2012: 9–31.

Jürgen Schupp, geb. 1956 in Griesheim. Studium der Volkswirtschaftslehre und Soziologie in Mainz und Frankfurt am Main. Promotion in Bochum. Seit Dezember 1984 beschäftigt als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin) in der forschungsbasierten Infrastruktureinrichtung Sozio-oekonomisches Panel (SOEP), welche er seit Februar 2011 leitet. Seit 2006 Honorarprofessor für Soziologie am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin.

Forschungsschwerpunkte: Methoden der empirischen Sozialforschung, Soziale Indikatoren, Sozialstrukturanalyse und soziale Ungleichheit.

Wichtigste Publikationen: The Justice of Earnings in Dual-Earner Households. In: *Research in Social Stratification and Mobility*, 10, 2012: 219–232 (zusammen mit Stefan Liebig und Carsten Sauer). Zuletzt in dieser Zeitschrift: 25 Jahre Sozio-oekonomisches Panel – Ein Infrastrukturprojekt der empirischen Sozial- und Wirtschaftsforschung in Deutschland, *ZfS* 38, 2009: 350–357.

Christian von Scheve, geb. 1973 in Hamburg. Studium der Soziologie, Psychologie, Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft in Hamburg. Promotion in Hamburg. Von 2004–2005 Fellow am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, von 2007–2008 Assistent am Institut für Soziologie der Universität Wien. Seit Ende 2008 Juniorprofessor für Soziologie am Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ und am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin. Seit 2011 Forschungsprofessor am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin.

Forschungsschwerpunkte: Emotionen, soziale Normen, soziale Ungleichheit.

Wichtigste Publikationen: Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt/Main 2009; Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens (Hrsg. mit S. Neckel, A. Mijic, M. Titton), Frankfurt a.M. 2010; *The Routledge Handbook of Emotions and Mass Media* (Hrsg. mit K. Döveling & E. Konijn), New York 2011; *Regulating Emotions. Culture, Social Necessity and Biological Inheritance* (Hrsg. mit M. Vandekerckhove, S. Ismer, S. Jung, S. Kronast), Malden 2008.